

(Nachdruck verboten.)

8) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz

So war dies auch bei der Liesi. Sie war noch ein Kind, als sie wegstam von zu Hause und das andere Teil vom Herrentum, das Niedrigein des Dienenden, ging ihr in das Blut über, wie sie so heranwuchs. Um sie kümmerte sich kein Mensch, das heißt, wenn das Arbeiten zu Ende war. Bei ihr hieß es: Vogel friß oder stirb. Füllte sie ihren Magen, war es recht, und aß sie nicht, war es wieder recht, denn da schaute niemand drauf. Auch wenn sie krank war, hieß es bei ihr das eigene Maul aufstun; tat sie das nicht, dann tat ihr ja die Sache weh. So war es in allem, was das Leben bringt, bei der Liesi vom Simon im fremden Dienst.

Ganz anders war dieses Lied gestimmt, wenn es den Erhard oder die Brigitt anging. Da hieß es immer: „Fehlt dem Erhard auch nicht das und hat die Brigitt auch dies?“ Und ging einem einmal ein Windlein um die Ohren oder kam es vom falschen Ort, gleich mußte der Doktor ins Haus. Nun, auch der Doktor ist ein Mensch, und er hat Freude am sicheren Geld um wenig Mühe.

So kam es denn, daß die Liesi sich mit der Zeit nicht nur daran gewöhnte, sondern auch die Ueberzeugung bekam, die Herrenleute seien aus anderem Mörtel aufgebaut als die Knechte und armen Leute. Und es kam auch gerade so weit, daß die Liesi, ehe sie an sich dachte, immer darauf ausging, daß der Erhard und die Brigitt ihre Sache hatten und den beiden ja nichts abging. Sie gewöhnte sich an die Sorge um ihre Herrschaft und um sich selbst kümmerte sie sich wenig oder gar nicht. Ihr war wohl genug, wenn den Meistersleuten wohl war, und weher als ihnen, wenn diesen etwas fehlte.

Nebenbei wurde auch der Erhard ein hübscher Bengel, dem Neuzeren nach, besonders da die Kleider auch etwas zu oder wegtun, je nachdem. Sie sah den Erhard gern, ohne daß sie das wußte oder irgend etwas dachte dabei. Und während all den Jahren arbeitete sie und raderte ihre Jugend bestmöglichst zugrunde zum Wohle des Schlüsselwirts. Dies ist landauf landab so Sitte.

Je lieber sie aber den Erhard sah, desto gleichgültiger war sie dem. Nicht etwa, daß der Erhard ein Ausbund von Tugend gewesen wäre. Weileibe nicht, im Gegenteil! Er hielt es in frühen Jahren schon mit dem Sprichwort: Ein rechter Mann macht, was er kann, noch ehe er eigentlich ein Mann war. Er lief jeder Schürze im Orte nach, wenn die Schürze hübsch war. Denn dieses war seine Hauptbedingung in der Liebe: proper und gut angezogen.

Die Liesi war nun weniger hübsch anzusehen, wenn sie so ihrer Arbeit nachließ; denn Seidenschürzen und gute Röcke waren nicht gang und gäbe, wenn man den Stall zu misten hatte und die Säue fütterte. Und am Sonntag hatte die Liesi genug zu tun in der Küche. Denn der Schlüsselwirt nützte seine Leute. Er war nicht von dort her, wo es Sitte ist, dem Gesinde den Lohn umsonst zu zahlen. Allerdings des Morgens um fünf Uhr am Sonntag, da war die Liesi ein gerade so sauberes Mädchen wie die anderen, das war in der Zeit der Frühmesse jeden Sonntag. Jeden Sonntag ging die Liesi in die Frühmesse um fünf Uhr morgens, da hatte der Schlüsselwirt nichts dagegen; denn der geistliche Herr und der Kaplan waren Stammgäste im Schlüssel. Zudem wußte der Schlüsselwirt nur zu gut, daß man weiser tut, in Frieden mit der Kirche zu leben als in Fehde und Streit. Auch verlor er nicht viel dabei, in der Herrgottsfrühe, ob die Liesi schlief oder zur Kirche lief. Der Erhard hatte jeden Abend bis spät in die Nacht hinein solch wichtige Geschäfte im Orte herum, besonders da, wo es sich zu zweit gut sein ließ und recht dunkel war, daß er erst dann zum Vorschein kam, wenn die Liesi längst ihr gutes Zeug von sich getan hatte und im alten herumhantierte.

So ging es bis zur Laufe des Findlings. Aber an diesem Tage hatte der Schlüsselwirt in sich eine unerklärliche Wallung wie Grobmut. Er gab der Liesi zum ersten Male nach Jahren einen freien Tag. Er wollte der Liesi auch

einmal eine Freude gönnen; sie sollte den Kummel mitmachen.

Und da kam die Liesi zum ersten Male auf den Tanzboden. Tanzen konnte sie zwar gerade so gut wie ein junger Elefant, dafür aber sah sie ganz gut aus. Auch hatte sie eine große Freude und glänzende Augen vor Lebenslust und Jugend.

Wie sie so auf dem Tanzboden stand und in die herumhospfenden Paare schaute und lachte, wenn irgend etwas dazu da war, kam der Erhard vom Schlüssel auch zum Tanze. Und wie die Liesi sah, welsch Donnerwetter ihr junger Meistersohn war mit Hei und Zuchhe, da gab es ihr unter dem Fürtuch einige Schläge; es schien, ihr Herz hopse nach dem Takte der Tanzmusik. Und wie ihr da erst wurde, als der Erhard sie verwundert anschaute, umkehrte, lachte und immer wieder anschaute, das ist nicht zum sagen. Aber als der Erhard die Liesi zum erstenmal, wie es schien, gesehen hatte, da leckte er die Lippen, denn er wußte, was er wußte. Denn der Erhard war ein Kerl wie der Teufel, und heute da, morgen dort, war ihm die Hauptsache.

Tanzen konnte nun die Liesi nicht schön noch gut; aber dies war dem Erhard auch nicht die Hauptsache.

Früh genug gingen sie nach Hause. Unterwegs fakte der Erhard die Liesi um und drückte sie leicht an sich. Aber sie sagte nichts. Er wollte alles zur rechten Zeit schon richtig machen; dafür war ihm nicht bange. Und jedesmal, wenn er die Liesi auf das neue anschaute und ihr warmes, junges, weiches Fleisch fühlte, freute er sich unbändig, noch zur rechten Zeit gekommen zu sein. Denn morgen mußte er weg, in die Garnison einrücken zum Militärdienst. Und wer konnte wissen, was in zwei Jahren mit einem solchen jungen Blute geschehen konnte? Ein anderer konnte leicht ebenso klug sein wie er. Auch geschieht es oft, daß im Verlauf von zwei Jahren das schönste Noß zum Schindanger und das jüngste Weib, wenn auch nicht in den Himmel, so doch auf den Friedhof kommt.

Und die Liesi war glücklich, wie sie so daherging neben dem stolzen Erhard. Glücklich war sie, glücklich; weiter wußte sie nichts und dachte sie nichts.

So kamen sie zur Salzgasse zum hinteren Eingang des Schlüssels, wo nur die eigenen Leute ein- und ausgingen. Galant und sittlich führte der Erhard die Liesi in das Haus bis zum obersten Flur, wo die Diensten schliefen.

Und als die Liesi aufgeklinkt hatte und in ihr Zimmer wollte, da gab sie dem Erhard, ohne daß sie wußte warum, die Hand. Sie war ja so glücklich, die Liesi.

Und der Erhard nahm die Hand der Liesi in die seine und drückte sie leicht und blickte mit eigenen Augen die Liesi an. Da wurde der Liesi so angst und wohl zumute, und wie gelähmt war sie und auch in ihren Augen ging das eigene Feuer auf, das in gewissen Augenblicken im Leben der Menschen auslöhrt und verzehrend brennt.

Da wußte der Erhard was lands, und langsam und leise zog er die Liesi zu sich. Und die Liesi wußte nicht mehr, was war vor Glück, Verlangen und Bangen.

Aber als der Erhard sie an sich preßte und küßte, da war ihr, als stute Bergehen durch ihren Körper und heißes Verlangen und Trachten nach Fremdem, das sie nicht kannte.

So hielt sie stille und der Erhard küßte sich satt und toll, so daß auch in seinem Haupte das Feuer zusammenschlug und er nicht mehr wußte, was er tat.

Stürmisch wollte er mit der Liesi in das Zimmer eindringen.

Da erwachte die Liesi und sie begann sich zu ängsten und fürchten und wußte nicht westwegen und liebte den Erhard noch gleich wie zuvor.

Aber die Furcht und die bange Angst vor etwas, das sie nicht kannte, übernahm sie und sie vergaß alles andere und hatte nur noch einen Trieb, den Erhard zu fliehen. Und je mehr der Erhard in das Zimmer drängte, um so banger wurde ihr zu Gemüt. Und als der Erhard sie unterfassen und in seiner Brunst auf das Bette werfen wollte, da nahm das Mädchen alle Kraft zusammen und riß sich los. Der Erhard aber war voll Blut und Feuer und wollte sein Fressen nicht kalt werden lassen; er ging wild auf die Liesi zu.

Kleist in seinen Briefen.

Da fürchtete die Diefi sich und streckte rauh ihre beiden kräftigen Arme aus und gab dem tollen Erhard einen derben Stoß.

Der Erhard taumelte an die Wand des Flurs und die Diefi schlüpfte, ohne mehr lange zu schauen, was weiter komme, in ihr Zimmer undriegelte die Tür ab.

Draußen stand nun der Erhard und hinter der Tür die Diefi. Der Erhard mit heißem Kopf und toll, und die Diefi voll Angst und dennoch voll Verlangen.

„Nach auf, Diefi“, wisperte der Erhard häßlich.

„Nein“, sagte die Diefi.

„Ich schlag Dir die Tür ein, wenn Du nicht aufmachst.“

„Dann schrei ich Mordio!“

Da schwiegen beide wieder, der Erhard vor und die Diefi innen an der Tür.

Der Erhard überlegte, ob er den Krach riskieren und die Tür eindringen dürfe.

Und die Diefi hatte drinnen die Hand am Riegel und war fest entschlossen, beim ersten Versuch des Erhard, die Tür einzutreten, den Riegel zurückzuschieben. Denn sie hatte den Erhard lieb, und so bang ihr davor war, ihn einzulassen, sie konnte ihn doch nicht der Schande preisgeben.

So überlegten die beiden, der Erhard und die Diefi, das eine vor, das andere hinter der Tür.

Und der Erhard wurde dieweil wieder nüchterner und fragte hinterm Ohr. Der Vater würde, im Falle er die Tür eintrat, keinen Leichten rauchen, dann gab es in Gutenberg noch andere Mädchen, soviel er wollte.

Darum sagte er: „Warte, Du Luderliesi, ich bekomme Dich doch noch.“

Drinnen hinter der Tür stand aber immer noch die Diefi, die Hand am Riegel, bereit zurückzuschieben.

Der Erhard aber ging weg zum Tanzboden und suchte sich ein anderes Mädchen. Aber dort waren alle versehen, nicht mit der letzten Delung, wohl aber mit Burschen.

Der Erhard ging ärgerlich weg, dahin und dorthin. Aber an jedem Kämmerleinsfenster fand er eine Leiter angelehnt und kam überall zu spät.

Der Aerger stieg ihm immer mehr. Darum warf er alle die Leitern um. So richtete er natürlich tolle Sachen an und stiftete Eben, denn die wenigsten Burschen konnten sich ungeschoren drücken und mußten zur Tür hinaus, wo sie doch so schön zum Fenster hereingekommen. Aber zur Tür heraus ging's neben den Eltern der Mädchen vorbei, da die Mädchenkammer wohlweise an sicheren Orte angebracht ist. Sie ist umfangen von elterlicher Wachsamkeit und flankiert von dem Keuschheitsfort ehelicher Schlafstuben von Vätern und Müttern, hinter welchen unüberwindlich die Zitadelle der Jungfräulichkeit wohl verschlossen liegt.

Der Erhard aber blieb an jenem Abend unbewußt und landete zum Schlusse im Adler.

Der Adlerwirt und der Schlüsselwirt waren nun keine großen Freunde. In seinem Aerger trank der Erhard zu viel, redete nicht wenig und flog, als sein Kausch groß genug war, zum Adler hinaus, um auf der Straße liegen zu bleiben. Die Nachtwächter brachten ihn nach Hause und am anderen Morgen ging er verfatert und zerschlagen und so leise und stille als möglich zum Schlüssel hinaus, um zwei Jahre lang Kommissbrot zu heizen.

Die Diefi aber stand an jenem Abend noch lange hinter ihrer Tür und wartete und hoffte, der Erhard käme wieder. So kam ein Sinnen dunkel und verworren über sie, und als es spät war, legte sie sich zu Bette. Aber schlafen konnte sie erst mit dem ersten Hahnenschrei und hatte wirre Träume.

Der Schlüsselwirt aber beredete sich mit seiner Frau, als er davon erfahren, sein Erhard hätte mit der Diefi herumgetanzt. Sie wollten das Mädchen noch so lange im Dienst behalten, wie der Erhard beim Militär war, und dann, wenn der Bursche wieder kam, entlassen. In der Zwischenzeit aber sollte die Diefi ausgenützt werden bis zum Blut. Denn der Schlüsselwirt hatte Grundjähre; einer war „Nach uns die Sintflut“ und der andere „Geld zu Geld“.

Als der Simon seine Tochter wieder zu Hause brachte, war dem Schlüsselwirt die Sache recht. Die zwei Jahre Gnadenfrist waren vorbei und die Diefi kam mit Schick und Fasson zum Schlüssel hinaus. Sie zog am Morgen zum Schlüssel aus und der Erhard nach seiner Militärzeit ein.

Aber treu war die Diefi geblieben, und die Sehnsucht war heiß und jung, wie sie dumm war und traute.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefühl, mit dem man eines Dichters wie Kleists hundert Jahre nach seinem Tode gedenken muß, zeigt eine unverkennbare Abweichung von dem, das andere Erinnerungstage erfüllt; denn dieser Tod war ein, wenn auch freivilliger, so doch gewaltfamer. Hier ist nicht nur, wie sonst, Anlaß zu Stolz, Bewunderung und Nachbeiferung. Hier meldet sich noch immer eine dumpfe Trauer, ein bezweifeltes Vermessen dessen, was ihm und uns über alles Große hinaus sein Geschick Größeres nicht erfüllen wollte, eine traumhafte Hoffnung, im Geiste wenigstens und aus schattenhaften Möglichkeiten den Teil seines Lebens aufzukauern, den der Träger selbst als nicht mehr lebenswert von sich geworfen hatte. Und aus diesem Geister- und Schattenpiel erhebt sich gleichzeitig die allzumenschliche Frage nach der Schuld, die jene Schicksalschwere besah, den Stamm einer unvergleichlich reichen Schöpferblüte zu fällen vor Ablauf der Zeit, die ihm ein natürliches Wachstum verbürgt zu haben schien.

Der Antworten sind viele und sie werden eifriger weitergereicht als geprüft. Man spricht bald von den triegerfüllten, verworrenen Zeitaläufen im allgemeinen wie von der materiellen, zum Außer-sich-gediehenen Not des Dichters im besonderen; bald von der prägnanten, eigeninniggepanzerten Natur des Menschen Kleist, der sich in die Dinge dieser Welt, wie sie einmal sind, nicht schiden wollte, wie von dem sonnenhohen Fluge seines Dichtergenius, dem die Waulwurfsfinne einer kleinlichen Zeit nicht zu folgen vermochten. Wie dem allem sei, zwei ineinander verschlochtene Konflikte haben dieses Leben in Aufruhr gebracht, glänzen lassen und schließlich geprengt: der aus irdische gebundene Mensch hatte gegen den in neuzeitliche Eigentumswelten schwebenden Doppelgänger sein Gleichgewicht zu behaupten oder sich von ihm erlösen zu lassen; der Einzelne, der sich als solcher souverän wie keiner fühlte, hatte gegen die Gemeinschaft seiner angestammten Sippe und seiner Wahl, seines Standes und seines Berufes, seines Landes und seiner Zeit anzukämpfen, um mit seinen kühnen Forderungen in ihren wohlverteidigten Beständen Dresse zu legen oder von ihr blutig zurückgewiesen zu werden. Man weiß, daß in dem einen Kampfe der Dichter über den Menschen triumphierte, ohne ihn zu erlösen, daß im anderen das Individuum zugrunde ging und auf diese Weise auch den Dichter, des Dichters Zukunft mit sich riß. Von einer Schuld im menschlichen Sinne zu sprechen, dürfte gleichwohl schwer halten, auch wenn, wie im folgenden versucht werden soll, der Verlauf dieser Kämpfe im einzelnen deutlicher gemacht wird.

Die Stimmung, in der sich Kleist seiner irdischen Hülle bezaubte, hatte etwas Sieghaftes und Hoffnungsvolles. Er fühlte sich mit einer frohen Inbrunst dem Kommenden näher, als daß er mit Reue oder Bitterkeit aus Vergangene dachte. Es war kein Abschied für immer, der als solcher empfunden wurde. Nur ein neuer großer Schritt zu den vielen getanen, seinen innern rastlos strebenden Menschen einer Vollkommenheit zuzuführen. Darum auch keine Sorge um den Nachruhm, um Klärung, Klage und Rechtfertigung des nun bald ewig Verlorenen. Die wenigen praktischen Anordnungen, die er trifft, sind nicht andere als die vor einer Reise. Tied, der zehn Jahre nach Kleists Hingang sein Dichtergedächtnis vor der völligen Vergessenheit rettete, in die es seine poetischen und patriotischen Freunde hatten versinken lassen, will wissen, daß Kleist kurz vor seinem Tode alle seine Papiere vernichtet hätte. „Ein langer Aufsat, der die Geschichte seines Innern enthielt, soll vorzüglich interessant gewesen sein.“ Kleist, der Mensch, spricht heute nur noch durch seine Briefe zu uns, soweit sie im Laufe der Jahre, nicht gerade in Ueberfülle, ans Licht gezogen werden konnten. Den breitesten Raum nehmen darunter die an die beiden ihm besonders nah verbundenen Frauen ein, an Wilhelmine v. Zenge, mit der er kaum drei Jahre (1800–1802) verprochen war, und an seine ältere Stiefschwester Ulrike, die bis in die letzte, vielleicht nicht allerletzte Zeit, mit aufopfernder Hingabe zu ihm hielt. In diesen Briefen finden sich die authentischen Dokumente seiner tiefsten Kämpfe, die aus seinen Werken zu erschließen nur mittelbar möglich ist.

Von seinen Eltern, von denen wir nicht viel mehr als die Namen wissen, hören wir hier gar nichts. Auch von der weiteren Familie nicht genug, um irgendwelche entscheidenden Züge in Heinrichs Anlage auf Vererbung zurückführen zu können. Denn auch seine feste Ueberzeugung war es, daß man durch künstliche Bildung in eine Seele nichts hineinlegen könnte, „nur entwickeln, was die Natur hineinlegte“. Dagegen scheint in seiner körperlichen Verfassung, soweit davon die Rede, manch wesentlicher Zwiespalt seines Innern sinnfällig gemacht. Die Vorstellung, die das einzig vorhandene Miniaturporträt Krügers von ihm aus dem Jahre 1801 in uns erwecken mag, ist nach seinen eigenen Begleitworten etwas ins Ehrliche, d. h. Ernstere zu berichtigen. „Es liegt etwas Spöttisches darin, das mir nicht gefällt. . . Dir (der Braut) zu Gefallen habe ich fleißig während des Malens gelächelt.“ Ludwig Tied wiederum schildert ihn nach seiner Begegnung mit ihm im Sommer 1808 als „von mittlerer Größe und ziemlich starken Gliedern, er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Betragen. Er schien mir mit den Bildern des Torquato Tasso Ähnlichkeit zu haben, auch hatte er mit diesem die etwas schwere Zunge gemein.“ Und Achim v. Arnim, der vor und nach dem Tode von Kleist — einer heutigen, parteiüblichen Spezialforschung widersprechend — merkwürdig Distanz gehalten hat, ergänzt dieses Bild auf seine Weise zwei

Jahre später: „Kleist . . . eine sehr eigentümliche, ein wenig verdrehte Natur, wie das fast immer der Fall, wo sich Talent aus der alten preussischen Montierung durcharbeitete. Er ist der unbefangenste, fast zynische Mensch, der mir lange begegnet, hat eine gewisse Unbestimmtheit in der Rede, die sich dem Stammern nähert, und in seinen Arbeiten durch stetes Ausstreichen und Abändern sich äußert, er lebt sehr wunderbar, oft ganze Tage im Bette, um da ungestörter bei der Tabakspfeife zu arbeiten.“

Kleists Unfähigkeit zu oberflächlicher Geselligkeit, die ihn von jeder Kulturgemeinschaft fort schließlich zu Lebensformen Rousseauschen Ideals treiben sollte, mag in der schweren Zunge eine Ursache gehabt haben. Er selbst belegt sie mehrfach; so der Schwester gegenüber: „Ich bin so sichtbar dazu geboren, ein stilles, dunkles, unscheinbares Leben zu führen, daß mich schon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich sehen, ängstigen.“ In diesem Zusammenhange spricht er selbst weiter die Vermutung aus, daß er krank sei, und in der Tat — der Brief ist von Anfang 1802 aus Berlin — erkrankte er im Sommer für Monate, so daß ihm die Schwester aus Preußen zu Hilfe eilen muß. Es ist dies eine von den Perioden, die ihn schon während seines Lebens oftmals auf lange Zeit wie abgeschieden erscheinen lassen. Nähere Kenntnis über Art und Verlauf dieser Leiden besteht nicht; Vermutungen werden wohl in der Richtung zu gehen haben, daß er Angriffe gegen über Art und Verlauf dieser Leiden besteht nicht; Vermutungen werden wohl in der Richtung zu gehen haben, daß er Angriffe gegen sein Gehirn und Nervensystem zu bestehen hatte. In diesem Zusammenhange muß auch die Ursache zu der lange Zeit unerklärlichen Reise nach Würzburg im Jahre 1800 Erwähnung finden. Wie man jetzt zu wissen glaubt, galt es damals für Kleist eine offenbar anatomische oder physiologische Anlage auf operativem Wege korrigieren zu lassen, die ihn gehindert hätte, seinen natürlichen Zweck als künftiger Familiengründer zu erfüllen. Auch diese Anlage, die er sein Leiden von 24 Jahren „nennt, mag ihn vor sich selbst als einen vom gemeinen Glücke ausgeschlossenen haben erscheinen lassen, seine Menschensehe und Isolierungssucht noch verstärkt haben.

Dieses Isolierungsgefühl ist nicht etwa erst das Ergebnis seiner ruhmlosen Dichterlaufbahn; es beherrscht bereits übermächtig den Zweijundzwanzigjährigen, der eben den Militärdienst quittiert, nachdem er ihm „sieben kostbare, sieben unwiederbringlich verlorene Jahre, die ich für meinen Lebensplan hätte anwenden gekonnt, gewidmet“, den Krieg als „unmoralisch“ erkannt, den Frieden als „menschenfreundlich“ erachtet hatte. „ . . . mit Recht kann man ein Mißtrauen in solche Vorzüge setzen, die unter so vielen Menschen keinen finden, der sie versteht und billigt. Aber doch ist es mit den meinigen so; verstanden werden sie nicht, das ist gewiß, und daher, denke ich, werden sie nicht gebilligt. Tausend Bande knüpfen die Menschen aneinander, gleiche Meinungen, gleiches Interesse, gleiche Wünsche, Hoffnungen und Aussichten; — alle diese Bande knüpfen mich nicht an sie, und dieses mag ein Hauptgrund sein, warum wir uns nicht verstehen. Mein Interesse besonders ist dem ihrigen so fremd und ungleichartig, daß sie gleichsam wie aus den Wolken fallen, wenn sie etwas davon ahnen. Auch haben mich einige mißlungene Verjuche, es ihnen näher vor die Augen, näher ans Herz zu rücken, für immer davon zurückgeschreckt; und ich werde mich dazu bequemen müssen, es immer tief in das Innerste meines Herzens zu verschließen.“

Und zwei Jahre darauf, wenige Monate, bevor er den Dichter in sich entdecken sollte, vermißt und sucht er noch gleichermaßen das Medium, das ihn mit seinen Mitmenschen verbinden, seinem Dasein einen Inhalt geben könnte: „Ach, liebe Ulrike, ich passe mich nicht unter die Menschen, es ist eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umschweife angeben soll, so ist es dieser: sie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menschen wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigene Beschaffenheit beider ankommt, wie die äußeren Gegenstände darauf einwirken sollen. . . . Ach, es gibt kein Mittel, sich andern ganz verständlich zu machen, und der Mensch hat von Natur keinen andern Vertrauten als sich selbst.“ Und aus derselben Zeit stammt ein Bekenntnis an die Braut, das den mehr negativen Feststellungen jener Klagen die positive Abrundung gibt. Hier nennt er die Ideale seines selbstgewählten Lebensweges laut bei Namen: „Ich halte schon als Knabe mir den Gedanken angeeignet, daß die Verbollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre. Ich glaubte, daß wir einst nach dem Tode von der Stufe der Verbollkommnung, die wir auf diesem Sterne erreichten, auf einem andern weiter fortschreiten würden, und daß wir den Schatz von Wahrheiten, den wir hier sammelten, auch dort einst brauchen könnten. Aus diesem Gedanken bildete sich so nach und nach eine eigene Religion, und das Bestreben, nie auf einen Augenblick hienieden still zu stehen, und immer unaufhörlich einem höhern Grad von Bildung entgegenzuschreiten, ward bald das einzige Prinzip meiner Tätigkeit. Bildung schien mir das einzige Ziel, das des Bestrebens, Wahrheit der einzige Reichtum, der des Bestrebens würdig ist.“

Dieses leidenschaftliche Verben um eine „Bildung“ im höchsten und umfassendsten Sinne ist ebenso charakteristisch für die Zeit wie für Kleists damaliges Entwicklungsstadium. Die Bildung wird dem Bürgertum ein Mittel zur Selbstbefreiung, und man wird darin, daß Kleist es dieser ganzen Klasse nachzut, bereits den ersten Schritt des Abfalls von den robusteren Idealen und den handgreiflicheren Machtmitteln seines Standes sehen müssen. Zu förmlichen Abhandlungen werden seine Briefe über dieses sein

neues Ideal. Es soll dem Individuum in seiner Isoliertheit einen Inhalt geben, nicht die Bildung für die Gesellschaft ist es, die mein Zweck ist“. Die Beherrschung der Wissenschaften, der Glaube an ihre Gültigkeit und Zuverlässigkeit vermag dem einzelnen Menschen die verlorene Gemeinschaft mit seinesgleichen zu ersetzen. Darum muß aber auch der letzte Zweifel an dieser Gültigkeit den Menschen, der sich lediglich auf sie wie auf eine Insel gerettet hat, gleichsam den Boden unter den Füßen fortweisen. An Kleist vollzog Kants kritische Erkenntnistheorie diesen für ihn so erschütternden Prozeß. Er wird die Ursache zu der studiarischen Reise nach Paris (1801):

„Selbst die Säule, an welcher ich mich sonst in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. — Ich meine die Liebe zu den Wissenschaften . . . es ist ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein schweres Spiel sei . . . weil man beständig und immer von neuem eine Karte ziehen soll und doch nicht weiß, was Trumpf ist . . . weil man beständig und immer von neuem handeln soll und doch nicht weiß, was recht ist. Wissen kann unmöglich das Höchste sein. — Handeln ist besser als Wissen. Aber ein Talent bildet sich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt. Zwei ganz verschiedene Ziele sind es, zu denen zwei ganz verschiedene Wege führen. Kann man sie beide nicht vereinigen, welches soll man wählen? Das höchste oder das, wozu unsere Natur treibt? — Aber auch selbst dann, wenn bloß Wahrheit mein Ziel wäre, — ach, es ist so traurig, weiter nichts, als gelehrt zu sein. . . . Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere . . . soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen, und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt. — Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigentum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligum meiner Seele erschüttert. — Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr. . . .“

Hier ist ihm also schon der zentrale Konflikt ins Bewußtsein gedrungen, obwohl gerade gleichzeitig der Dichter in ihm erwacht war. Und sein Drang nach praktischer Betätigung will sich in Rousseaus Vaterland in dessen Sinne verwirklichen. So übermächtig und fast sinnlos äußert sich dieser Drang, daß ihm mit kaltem Blute die Braut geopfert wird, da sie sich den groben körperlichen Anforderungen dieses Landidylls, das in Wahrheit nie aus Kleists überhitzter Vorstellung in die Wirklichkeit hinausgetreten ist, nicht gewachsen fühlte. Einen Beruf zu ergreifen, um zu handeln, wäre ein Amt; aber hat soweit auch der reine Geist vor der nützlichen Praxis kapituliert, so will sich doch nimmermehr das Individuum vor einer Gemeinschaft beugen. War Kleists Streben nach Bildung ein Abfall von seiner Klasse, so könnte man in diesem unbeugsamen Individualismus vielleicht noch einen Rückstand funktionsloser Feudalität sehen. Er steht zwischen zwei Klassen, noch dazu in einer schwierigen Uebergangszeit, und wird, bis an sein Ende ein Kind vor allem Dingen der Realität und Praxis, zwischen beiden zerrieben:

„Ich will kein Amt nehmen. . . . Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll tun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbekanntem Zwecken soll ich ein unbekanntes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigener Zweck steht mir vor Augen, nach ihm werde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen, gegen den Willen meiner Obern. . . . Ich arbeite nur für meine Bildung gern, und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen. . . . Ich würde die Zeit meinem Amte stehlen, um sie meiner Bildung zu widmen. . . .“

War er in der Tat fähig, so nur sich selbst genug zu leben, seine Kräfte und Wünsche an ein Dasein ohne Teilnahme und Anreiz, ohne Erfolg und Wirkung ins Weitere zu setzen? Er hat das selbst oft genug leugnen müssen:

„Große Entwürfe mit schweren Aufopferungen auszuführen, ohne selbst auf den Lohn, verstanden zu werden, Anspruch zu machen, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Selbst die größten Helden der Tugend, die jede andere Belohnung verachteten, rechneten doch auf diesen Lohn; und wer weiß, was Sokrates und Christus getan haben würden, wenn sie voraus gewußt hätten, daß keiner unter ihren Völkern den Sinn ihres Todes verstehen würde. —“

Sein Gemüt, das er selbst sein Schicksal genannt hat, duldet nicht das Maß von Selbstvergessenheit, mit dem er im Leben Verständnis und Beifall hätte ernten können. Die Zeit, die mit Eifersüchten über Tausende anderer Leben ging, hatte nicht Auge und Ohr für seine Gestalten und Klänge. Und als er sich aus ihr fortstahl, tat er es nicht als Besiegter, der vor der Uebermacht äußerer Gewalt sein Dasein gefangen gab, sondern als ein Eroberer, der neue Formen der Verbollkommnung, Bildung und Wahrheit für sein innerstes unentschertes Ich in unentdeckten Welten erstreiten wollte.

A. F. COHN

Kleines feuilleton.

Anatomisches.

Menschen- und Affengehirn. Die Erforschung des Gehirns ist mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, die teilweise sogar noch größer sind als beim Verständnis anderer Organe. Der Anatom zwar kann ein Gehirn ebenso wohl zergliedern und in allen einzelnen Teilen beobachten wie das Herz oder die Lunge, aber die physiologischen Aufgaben der Betätigung der Gehirnteile sind auch heute noch sehr unvollkommen bekannt. Der wissenschaftliche Leiter des Regierungshospitals für Geisteskrante in Washington will jetzt einen Weg gefunden haben, um genau festzustellen, welche Häute, Muskeln oder Zellen die verschiedenen Arten der körperlichen Betätigung des Menschen bedingen. Da man an Menschen nicht gut Experimente anstellen kann, die das Gehirn in Mitleidenschaft ziehen, so ist man schon früher darauf verfallen, zu ver- ähnelnden Versuchen Affen zu wählen, bei deren höchst- stehenden Vertretern das Gehirn dem des Menschen am ähnlichsten ist. Bisher war man auf diesem Weg nur zu einer geringen Erweiterung der Kenntnis gelangt, aber die wenigen Ergebnisse waren doch von so bestimmter Art, daß man daraus den Schluß ziehen durfte, auf dem richtigen Wege zu sein. Deshalb hat auch Dr. Franz den Tierversuch zu Hilfe genommen, und zwar in möglichst umfassender Weise. Es standen ihm für seinen Zweck neun Affen zur Verfügung. Er glaubt als sicher festgestellt zu haben, daß die gewöhnlichen Bewegungen, die mit den Sinnes- empfindungen zusammenhängen, durch die Stirnlägen und die rückwärts liegenden Teile des Gehirns ausgelöst werden. Zwei Affen beispielsweise, denen man beigebracht hatte, sich ihr Futter aus einer bestimmten Schachtel zu holen und zu diesem Zwecke eine ziemlich umständlich verschlossene Tür zu öffnen, konnten diese Auf- gabe nicht mehr erfüllen, nachdem sie gewisse Teile der Stirn- windungen des Gehirns verloren hatten. Früher hatte man schon an Ragen etwas Ähnliches ermittelt. Dennoch war es möglich, die alte Gewohnheit durch die Dressur wieder herzustellen.

Jedenfalls aber sind die Gehirne schon innerhalb der Affen- familie nicht gleich gebaut, denn es stellten sich Unterschiede zwischen einzelnen Affenarten heraus. Die einen verloren ihre angelernten Ge- wöhnungen ganz und wurden sogar in ihren Bewegungen durch den Verlust derselben Gehirnteile behindert, die bei einer anderen Art weniger auffällige Folgen mit sich brachten. Daraus konnte also geschlossen werden, daß gewohnheitsmäßig ausgeführte Be- wegungen bei den Affen mit gewissen Teilen der Vorderseite des Gehirns in ursächlicher Beziehung stehen, und man darf an- nehmen, daß für den Menschen die Verhältnisse wenigstens ähnlich sein werden.

Andere Forschungen richteten sich auf die Erlendung der Gehirn- teile, die als Sitz des Sehvermögens im allgemeinen und des Farbensinnes in besonderen anzusprechen sein dürften. Auch hiezu wurden Affen benutzt, außerdem aber auch Waschbären. An dem Vorhandensein eines Farbensinnes bei den Affen ist nicht zu zweifeln. Wenn man einen Lederbissen durch einen völlig geruchlosen bitteren Stoff ungenießbar macht, nachdem man ihn zuvor mit einer be- stimmten Farbe versehen hat, so geht ihm ein Affe schon nach dem bloßen Anblick aus dem Wege.

Aus den weiteren Prüfungen hat der Forscher den allgemeinen Schluß gezogen, daß die geistigen Fähigkeiten der Affen zwar, wie wohl niemand bezweifelt hat, geringer sind als die der Menschen, aber doch in vieler Hinsicht ähnlich. Der Geruchs- und Geschmacks- sinn der Affen ist sogar den entsprechenden Fähigkeiten des Menschen überlegen, der Tastsinn dagegen geringer. Ein Gedächtnis fehlt ihnen nicht ganz, wie schon jenes Farbensinnesexperiment beweist, aber von einem höheren Geistesvermögen des Menschen sind bei den Affen höchstens Anfänge zu finden. Der amerikanische Gelehrte will ihnen allerdings eine niedrige Form der Ueberlegung zuerkennen, die bei Ragen und Hunden überhaupt nicht vorhanden ist. Im großen und ganzen scheint also der Entwicklungsgrad des Affengehirns auf einem vergleichsweise niedrigen Niveau stehen geblieben zu sein.

Geologisches.

Aufgaben in der Erdbebenkunde. Das ungewöhnlich starke und weit verbreitete Erdbeben, das jetzt einen großen Teil der Länder deutscher Zunge erschüttert hat, lenkt die Aufmerksamkeit in gesteigertem Grade auf die schwierigen Arbeiten der eigentlichen Erdbebenkunde. Trotz der großen Fortschritte, die in dieser Wissen- schaft seit wenigen Jahrzehnten gemacht worden sind, steht sie doch noch in den Anfängen ihrer Entwicklung und bedarf namentlich einer Ausdehnung ständiger Beobachtungen auf allen Teilen der bewohnten Erde. Daß sich das Interesse daran überall regt, hat ein Aufruf von Dr. Negri zur Einrichtung einer Erdbeben- forschung in Südamerika bewiesen. Der Fachmann leitete diesen Vorschlag durch einen Vortrag ein, den er vor dem Internationalen Wissenschaftlichen Kongreß in Buenos Aires hielt. Unter anderen wichtigen Problemen der Erdbebenforschung berührte er namentlich die Frage der Fortpflanzung der Erdbebenwellen, die unter allen vielleicht die größte Wichtigkeit hat, weil von ihrer Lösung eine berichtigende Vorstellung von der Beschaffenheit des Erd- innern zu erwarten ist. Auch viele andere Naturbeobachtungen sind bei der Erdbebenkunde in Aussicht zu ziehen, z. B. die Größe der Schwerkraft in den verschiedenen Erdgegenden, die vulkanischen Er-

scheinungen, die Bewegungen der Magnetnadel, die Ausbrüche von Geysern, abnorme Erdströme, endlich auch der Gang der Sonnen- flecken. Außerdem erwähnt Negri solche rätselhaften Vorgänge wie die sogenannten Reibelschüsse. Steht ein Zusammenhang zwischen diesen Dingen und dem Auftreten von Erdbeben noch nicht fest, und ist er sogar in manchen Fällen bisher nicht wahrscheinlich, so sollte er doch von der Forschung untersucht werden.

Die Aufgaben des Seismologen sind aber noch weiter zu ziehen. Wenig Aufmerksamkeit hat beispielsweise die Wirkung von Erdbeben auf die Gezeiten gefunden, und ihr Einfluß auf die Lebewelt (Pflanzen, Tiere und Menschen) hat zum mindesten eine wissenschaft- liche Behandlung nur selten erfahren.

Aus dem Pflanzenleben.

Die mikroskopische Meeresflora. Die neueren Meeresforschungen bedingen, daß die Wissenschaftler sich auch mit der Meeresflora beschäftigen, von der seither lediglich die aus größeren Tangen und Algen bestehende Küsten- und Riffflora eingehender bekannt geworden war. Von der mikroskopischen Flora der hohen See wußte man seither nur recht wenig. Die neuesten Forschungen haben nun gerade nach dieser Richtung hin unsere Kenntnis be- reichert. Die an der Oberfläche des Wassers oder auch in geringen Tiefen freilebende, aus mikroskopisch kleinen Wesen bestehende Organismenwelt hat man mit dem Sammelnamen „Plankton“ belegt. Bei vielen dieser Lebewesen ist es schwer oder gar unmöglich zu sagen, ob sie zum Tier- oder Pflanzenreich zu zählen sind. Die große Mehrzahl läßt sich jedoch als Tier oder als Pflanze bestimmen. Mögen diese Lebewesen in der Form und in ihrem Wesen auch noch so sehr voneinander ab- weichen, das eine haben sie gemeinsam, daß ihnen im Haushalt des Meeres eine große Rolle zufällt.

Ganz besonders gilt dies von den sicher als Pflanzen erkannten Planktonwesen, denn lediglich sie besitzen die Fähigkeit, aus dem Seewasser aufgenommenen anorganischen Stoffen, wie Kohlensäure- und Stickstoffverbindungen, unter der Mitwirkung des Sonnenlichts ihren aus Eiweiß bestehenden Zellleib aufzubauen. Alle mit dieser Fähigkeit ausgestatteten Organismen besitzen einen dem Chlorophyll der Landpflanzen entsprechenden bräunlichen oder gelblichen Farbstoff. Er ist an kugelige oder scheibenförmige kleine Protoplasmakörper, sogenannte Chromatophoren, gebunden, die der Zellwandung an- liegen. Weil alle Seetiere genau so wie die Landtiere auf das Vorhandensein organischer Stoffe angewiesen sind, so sind die eben gezeichneten kleinen Wesen, die Flagellaten des Meeres, so wichtig für alles, was im Meere lebt. Lediglich sie sind die eigent- lichen Nahrungsproduzenten, ohne deren Arbeit die vorhandene Nahrung bald aufgebraucht sein würde.

Auf eine eigenartige Familie aus dieser Planktongruppe hat die deutsche Tiefsee-Expedition aufmerksam gemacht, auf die Peri- deneen des Guineastromes (einer auf die Westküste Afrikas stößenden Meeresströmung). Diese Organismen sind durch zwei Geißeln ausgezeichnet, deren eine in einer den Zellkörper quer um- säumenden Furche gelegen ist, während die andere aus einer seit- recht zu der Furche gestellten tiefen Grube hervorsticht. Ein starrer Panzer, oft durch lange Fortsätze oder durch flügelähnliche, wie Segel oder Fallschirme gestaltete Verbreiterungen ausgezeichnet, schützt den Zellkörper. Da diesem bisweilen die Chromatophoren fehlen, so sind nicht alle Perideneen als Nahrungsproduzenten anzusehen.

Die Hauptmasse des pflanzlichen Plankton wird in einer Tiefe von 40—80 Meter angetroffen. Gegen die Oberfläche nimmt das Quantum, in den antarktischen Meeresströmungen ganz besonders, ab. Auch unterhalb dieser Grenze vermindert sich das pflanzliche Plankton schnell, in den kälteren Meeren wiederum rascher als in den wärmeren. Als die untere Grenze für diese Organismen überhaupt hat die deutsche Tiefsee-Expedition eine solche zwischen 300 und 400 Metern ermittelt. Unterhalb 200 Meter sind sie bereits sehr spärlich ge- worden. Eine sogenannte „Schattenflora“ mit weiter Verbreitung wurde in wärmeren Meeren beobachtet. Eine Tiefe von 80 bis 100 Metern scheint deren eigentliche Lebenssphäre zu sein. Be- merkenswert ist, daß diese Schattenflora in verschiedenen Meeres- strömungen die gleiche ist, während die pflanzlichen Organismen an der Oberfläche der gleichen Strömungen für jede einzelne Strömung verschieden ist.

Ein wesentlicher Unterschied besteht in der Häufigkeit des pflanz- lichen Planktons in wärmeren und kalten Meeren. In dem unter Null Grad abgekühlten Wasser der Antarktis und der Arktis ist die Produktion der organischen Lebewesen weit reicher als in den Meeren der warmen und gemäßigten Zonen. Allerdings dauert die Massenproduktion in den kalten Meeren nicht das ganze Jahr hindurch. Sobald die Sonne im Frühjahr über den Horizont steigt, beginnt die Oberfläche des Meeres sich mit mikro- skopischen Organismen zu beleben. Im Früh Sommer verringert sich ihre Zahl etwas, aber während der Hochsommermonate setzt zum zweiten Male eine Periode üppiger Vermehrung ein. Dann nimmt ihre Zahl ab, und während der Wintermonate dürfte die Produk- tivität an der Oberfläche des kalten Wassers außerordentlich zurück- stehen gegen jene wärmerer Meeresgebiete. Dieser Unterschied scheint darin begründet zu sein, daß sich die für eine Entwicklung des Pflanzenlebens erforderlichen Bedingungen in den kalten Zonen auf wenige Monate beschränken, während sie sich in wärmeren Gegenden über das ganze Jahr verteilen.

h. h.